

Anstatt in enger Eifersucht Urheberrechte geltend zu machen, sollten die Kirchen überzeugende Neu-Inszenierungen der christlichen Hoffnung wagen.
Dietrich Wiederkehr

Religion zum Wohlfühlen?

Das Wort „bricolage“ ist im Französischen nicht nur deshalb so beliebt, weil man damit dem angelsächsischen „do-it-yourself“ ein eigenes Wort mit ähnlicher Bedeutung entgegenhalten kann und somit nicht genötigt ist, einen weiteren Ausdruck des vielgeschmähten „Franglais“ benutzen zu müssen. Bedeutsamer wird sein, daß die mit diesem Wort bezeichnete Tätigkeit in seiner Bedeutungsbreite von *Basterei* bis *Pfuscherei* offenbar weit über den Lebensbereich des Freizeit- und Hobbybastlers hinaus etwas für unsere Zeit Typisches bezeichnet.

Im Mittelpunkt stehen dabei die besonderen Anforderungen, die heute bis in die grundlegendsten Fragen menschlicher Welt- und Lebensdeutung hinein an den *einzelnen* gestellt werden. Auf überaus radikale und insgesamt kaum wirklich bewältigte Weise – siehe die verschiedenen fundamentalistischen Tendenzen in Politik wie Religion – ist das Individuum *auf sich selbst verwiesen*: Immer weniger ist ihm traditions- und konventionsgeleitet vorgegeben, worin er sich nur hineinzubegeben hätte, um festen Boden unter die Füße zu bekommen bzw. einen akzeptablen Bezugsrahmen für sein Leben zu haben.

Der Wunsch, ein bißchen „Original“ zu sein

Doch da kaum etwas so schwierig ist wie angesichts von so vielen Wahlmöglichkeiten, wie sie die moderne Gesellschaft bereithält, eine richtige Wahl oder eine gut begründete Entscheidung zu treffen und ihnen obendrein noch einige Zeit, wenn nicht gar ein Leben lang treu zu bleiben, finden sich viele in der eigentümlichen Lage wieder, daß ihnen zwar alle Türen offenstehen, sie aber am liebsten durch alle Türen gleichzeitig gehen würden; daß sie sich zwar unendlich vielen Möglichkeiten gegenübersehen, ohne sich entscheiden zu können, welche dieser Möglichkeiten sie ergreifen sollen. Im übrigen werden sie den Ein-

druck nicht los, daß es möglicherweise auch ohne solche Festlegungen geht, zumal sie niemand drängt. Die Folge: Man hält sich alle Möglichkeiten offen, tut mal dies, mal jenes. Nimmt hiervon etwas und kombiniert dies mit jenem. So wurschtelt man sich durch und lebt leidlich.

Der „bricoleur“ emanzipiert sich nicht nur von den traditionell für ihn zuständigen Instanzen, er schätzt es, seinen Weg auf eigene Rechnung zu gehen. Er erlebt es als Stärkung seines Selbstbewußtseins, auf die professionellen Fachleute nicht angewiesen zu sein. Die Konsumgesellschaft setzt ihn in den Stand bzw. weckt in ihm die Illusion, seine eigene *Begrenztheit zu überschreiten* bzw. von der Möglichkeit Gebrauch machen zu können, individuell zu handeln, sich von den anderen abzusetzen, ein bißchen „Original“ zu sein.

Für Gesellschaft und Kultur hat diese Einstellung einschneidende Folgen: Im Zeitalter des „bricolage“ entsteht nicht nur eine Vielfalt an Kulturen, Stilen und Weltanschauungen, sondern es kommt gar nicht mehr zur Ausbildung *proflierter* Kulturen, Stile und Weltanschauungen. *Schön und wahr ist, was gefällt*. Die Unterscheidung zwischen professionellem Tun, Freizeitbeschäftigung oder eklektizistischer Pfuscherei wird hinfällig: Solange bestimmte Bedürfnisse befriedigt bzw. entsprechende Leistungen nachgefragt werden, hat das Angebot Bestand.

Was für Kultur und Lebenswelt gilt, trifft auf seine Weise auch für den *religiösen Bereich* zu. Der „bricoleur“ beherrscht auch hier z. T. schon die Szene. Auch wenn sich die Vorhersagen mancher ihrer positivistischen Verächter vom unvermeidlichen Absterben der Religion so nicht erfüllt haben, heißt dies eben nicht, daß Religion nicht dennoch beeinflußt würde von den Veränderungen „draußen“. Die Religion teilt inzwischen das Schicksal aller großen Orientierungssysteme in den Industrieländern: Die totale, alle Lebensbereiche integrierende und in kirchlicher Gemeinschaft ausgeübte und kultivierte religi-

öse Ausrichtung verliert an Bedeutung. Nicht nur, daß der einzelne Gläubige in bestimmten Fragen von der amtlich verkündeten kirchlichen Lehre abweichende Auffassungen vertritt oder daß die Biographien religiöser Menschen an volkskirchlicher Geradlinigkeit einbüßen: der Umgang mit religiösen Traditionsbeständen wird vielfältiger, unübersichtlicher, beliebiger, ohne daß dies von den unmittelbar Betroffenen als problematisch angesehen würde.

Eine weitgehende Identifikation mit einem bestimmten Glaubensbekenntnis wird nicht angestrebt

Es wäre eine Illusion zu glauben, kirchlich orientierte Christen beträfe dies nicht: Auch der regelmäßige Kirchgänger sieht sich einem schier *grenzenlosen Angebot* an religiösen Traditionen, Zeugen und Quellen gegenüber, mit dem auch er in Kontakt treten kann, sofern er dies will. Daß auch einem Kirchgänger die Reinkarnationsvorstellung möglicherweise näher liegt als der biblische Auferstehungsglaube, muß heute niemanden mehr erstaunen. Auch wer am Sonntag wie eh und je zum Gottesdienst geht, kann am Nachmittag ein Buch über islamische religiöse Dichtung in die Hand nehmen oder sich einen Fernsehbericht über indianische Spiritualität in Nordamerika ansehen; er kann zur Lesung eines Parapsychologen in die einschlägig ausgestattete Buchhandlung gehen und tags darauf einem lateinischen Hochamt in der Bischofskirche am Ort beiwohnen; er kann in einem entsprechenden Zentrum seiner Stadt an esoterischen Sitzungen teilnehmen und am Wochenende an der Katholischen Akademie Vorträge zur Inkulturation des Christentums in Afrika hören. Inwieweit dies im Einzelfall lediglich einem gewissen allgemeinen, kulturell-religiösen Interesse entspringt oder Ausdruck einer wirklichen Suche nach einer zu *verinnerlichenden* bzw. *individuell anzueignenden Religiosität* ist, läßt sich nur schwer abschätzen. Die Übergänge dürften auch da fließend sein. Und selbst wenn es wirkliches Suchen nach dem rechten Glauben sein sollte: Auch die religiöse Orientierung der Mitglieder der großen Konfessionen wird sich in Zukunft mehr denn je aus den unterschiedlichsten Einzelementen zusammensetzen, mehr *Patchwork* sein als durchgehend in einem Muster gewebt.

Und was sich in der Gesamtschau von außen chaotisch und widersprüchlich ausnehmen mag, muß dies in der einzelnen Biographie durchaus nicht sein: Nach Jahren vollständiger Abstinenz von Gottesdienst und kirchlich-gemeindlichem Leben stößt jemand – möglicherweise veranlaßt durch den einen oder anderen Schicksalsschlag in seiner näheren Umgebung – unerwartet auf den für ihn lange Zeit verschlossenen religiösen Erfahrungsbereich, der ihm nun aber auf eine auch für ihn überraschende Weise guttut. Was daraus auf lange Sicht wird, bleibt ungewiß. Daß er gleich zum regelmäßigen Kirchgänger wird, ist jedenfalls mehr als unwahrscheinlich. Oder ein mit Glaube und Kirche zunächst Hochverbundener bricht

diese Beziehungen ab: Fragte man ihn, ob er religiös sei, würde er dies wahrscheinlich, ohne zu zögern, bejahen. Er interessiert sich für asiatische Religionen, unternimmt Reisen nach Nepal und Indien. Daß ihm wegen seiner aufgegebenen Gottesdienstpraxis nun etwas fehlen sollte, auf diesen Gedanken kommt er möglicherweise gar nicht.

Der moderne religiöse „bricoleur“ strebt keine weitgehende Identifikation mit einem bestimmten, obendrein kirchlich getragenen und verwalteten Glaubensbekenntnis an. Seine Art der Religiosität als „vagabundierend“ zu bezeichnen, darin würde er vermutlich nicht einmal eine Kritik entdecken können, denn in weltanschaulicher Hinsicht ist er nun einmal ein „Vagabund“, was denn sonst? Im Zeitalter totaler Mobilität ist Ruhe- und Heimatlosigkeit geradezu zum Normalzustand geworden, jedenfalls nicht länger ein individueller Makel. Die fortdauernde Suche nach Neuem, Anderem hat lebenslange Stabilität und Identität abgelöst. Wenn alles im Fluß ist, wie sollten Glaube und Religion davon ausgenommen bleiben?

Geht es nur um ins Religiöse verlängerte Lebensqualität?

Motor dieser gewandelten religiösen Gesamtlage ist die Tatsache, daß der einzelne immer weniger bereit ist, sich gewissermaßen mit Haut und Haaren einer bestimmten religiösen Weltdeutung zu verschreiben, sondern es gewohnt ist, sich verschiedenster Angebote *je nach persönlicher Befindlichkeit und Lage* selektiv zu bedienen. Gut ist das, was guttut. Betroffen läßt man sich von dem, was betroffen macht. Das Verhalten im religiösen Bereich ist nicht grundlegend verschieden von dem vor dem Fernsehgerät: Auf Sendung bleibt man so lange, wie es dem Gesendeten gelingt, den Zuschauer an sich zu binden. Eine Teilnahme, die per Knopfdruck kurzfristig beendet werden kann, ist allemal beliebter als eine verbindliche Selbstverpflichtung gegenüber einer Gruppe, Gemeinschaft oder Gemeinde. „Wir sind dabei, von der Sprache ins Kalkül umzukippen, von der Interpretation in die Operationalisierung. Alles wird Strategie und Methode. Der Ansatz beim Mythos oder den Religionen entstammt einem Optimierungskalkül. So komponiert sich jeder seine Religion zusammen: eine Fingerspitze ZEN, eine Prise afro-amerikanischen Kultes, das Ganze gebunden mit einer christischen Sensibilität, ein Cocktail, der immer wieder abgewandelt werden kann und mit dem auf der Basis des einzigen und neuen Kriteriums herumexperimentiert wird: sich gut fühlen“ – so der französische Religionssoziologe *Paul Blanquart*.

Von shintoistischen Japanern wird berichtet, daß manche von ihnen den christlichen Hochzeitsritus schätzen, weil er für sie die feierlichste Form der Hochzeit ist. So extrem dieses Beispiel auch sein mag, es könnte das Gespür für eine Problematik schärfen, von der auch viele Europäer nicht mehr weit entfernt sind: Glaube und Religion werden zu Hilfsmitteln dazu, sein Leben *intensiver* oder *ausgeglicherter* zu leben, als dies ohne sie möglich ist, *mentale*

Kräfte aufzufrischen, die sonst vielleicht ungenutzt bleiben, *kulturelle Identität* zu liefern, die ohne sie immer prekärer würde. Eine Zeitlang hat es so ausgesehen, als sei befreites Menschsein in Verbindung mit religiöser Bindung undenkbar. Die Hoffnungen auf materielle Zuwächse oder politisch-revolutionären Wandel waren im übrigen so groß, daß für Wünsche darüber hinaus ohnehin kaum Bedarf bestand. In dem Maße jedoch, wie sich das eine wie das andere als begrenzt bzw. illusionär erwiesen hat, ist auch Religion wieder gefragt – gewissermaßen als eine ins Geistig-Geistliche hinein verlängerte Suche nach Lebensqualität und -intensität.

Und wie wollte man übersehen, daß kirchliches Leben sich selbst bereits im Sinne dieser verbreiteten Einstellung verändert hat: Die theologisch reflektierte, kirchenamtlich approbierte und in dogmatischer und katechetischer Literatur dargestellte und erschlossene Glaubenslehre der Kirche ist das eine – Glaube und Religiosität in den Köpfen und Herzen der Menschen sind etwas völlig anderes. Nicht als wäre dies ein gänzlich neues Problem – nur steht zu erwarten, daß diese Spannung in Zukunft eher mehr zu- als abnimmt. Wenn eine Kirchengemeinschaft – was ihr gutes Recht ist – in Form von Katechismen und Auslegungen zentraler Bekenntnistexte u. a. sich selbst und anderen Rechenschaft gibt von der eigenen Glaubenslehre, so ist auch dies eine der denkbaren Antworten auf die veränderte religiöse Gesamtsituation: Je mehr „bricoleurs“ sich auch an Glaube und Religion versuchen, um so mehr Gebrauchsanweisungen und Ratgeber werden benötigt.

Die Neigung zu religiöser Selbstverwirklichung dürfte im übrigen verbreiteter sein, als man es sich gerne eingesteht, in den verschiedensten Lagern und auf den unterschiedlichsten Ebenen: Was die Territorialpfarrei dem einzelnen nicht bietet, holt man sich inzwischen wie selbstverständlich woanders, in einer mehr zusagenden Nachbarpfarrei oder in überpfarrlichen und überdiözesanen geistlichen Zentren aller Art. Der Wunsch nach mehr menschliche Wärme verheißenden Kleingruppen kann mit dieser Einstellung ebenso zu tun haben wie die Nachfrage nach Plätzen in Klöstern, um sich dort für eine gewisse Zeit geistlich zu regenerieren. Selbst der Streit um die traditionalistischen „Enttäuschten des Konzils“ spiegelt diese Problematik wider: Auch von Nicht-Traditionalisten ist zuweilen die Anfrage zu hören, warum man diese Leute nicht einfachhin gewähren läßt, nach der Devise: Solange das entsprechende kultische Bedürfnis besteht, wird es auch Gruppen dieser Art geben.

Bis zu einem gewissen Grad ist diese Art einer stärker individuell geprägten und die Bedürfnisse des Individuums berücksichtigenden Religiosität in einer modernen, pluralen Gesellschaft sogar *unvermeidlich*, ja unverzichtbarer Ausdruck menschlicher Freiheit, selbst wenn Konsistenz und Schönheit des Ganzen darunter leiden sollten. Nicht nur auf die katholische Kirche wird mehr denn je die Frage zukommen, welchen Platz das gläubige *Individuum* einnehmen wird samt den damit verbundenen ambivalenten Bedürfnissen kompensatorischer Art, für die die späte

Industriegesellschaft mit ihren nachmodernen Lebensformen einen besonderen Boden zu bieten scheint. Wie aber ist unter solchen Bedingungen noch Einheit (was nicht heißt: Einheitlichkeit) einer kirchlichen Gemeinschaft möglich? Wie die Identität eines Glaubens, der sich einer konkreten Tradition verpflichtet weiß und die Wahrheitsfrage nicht dem Nützlichkeitsdenken opfern will? Wo sind Grenzen einer auch noch so großzügigen „Katholizität“? Wo sind Referenzpunkte, die ein kirchliches Handeln ermöglichen irgendwo zwischen *Nivellierern* und *Fundamentalisten*, die beide auf ihre Weise Subjektwerdung mit Individualismus verwechseln?

Mehr Distanz zu Selbstverwirklichungsbedürfnissen wäre angezeigt

Drei Dinge werden jedenfalls von besonderer Bedeutung sein. Das erste: Man wird nicht umhinkommen, sich neu darüber zu verständigen, was nach christlichem Verständnis mit *Transzendenz* und *Heil* gemeint ist. Ein Glaube, der immer nur Zuversicht und Bestärkung des Individuums in seiner prekär oder auch nur bequem gewordenen Existenz liefern soll, aber kaum die Kraft findet, den einzelnen in seinen Vorstellungen und Bedürfnissen zu irritieren, in Frage zu stellen, erübrigt sich irgendwann von selbst. Eine Herausforderung kann die Botschaft von dem in Christus angebrochenen endzeitlichen Heil nur sein, wenn sie eine kritische Distanz wahrt zu den auf der Basis von Bedürfnissen hochgerechneten Vorstellungen vom *Glück* oder Wünschen nach mehr *Selbstverwirklichung*. Das zweite: Es kann immer weniger vorausgesetzt werden, daß verstanden wird, was es heißt, in einer Tradition von Glaubenden zu stehen, eine kirchliche Gemeinschaft zu bilden und Kirche nicht zur religiösen Bedürfnisanstalt verkommen zu lassen. Gerade dieser Punkt wird für die katholische Kirche besonders schwierig: Einerseits weist sie weiterhin *Defizite* im Umgang mit den legitimen Bedürfnissen des Individuums nach Freiheit auf, andererseits muß sie latenten *Überforderungen des Subjekts* entgegenwirken, ohne daß ihr dies als Ausdruck ihres bis heute problematischen Verhältnisses zum autonomen Subjekt ausgelegt wird. Dennoch muß sie beides zugleich versuchen.

Als drittes wird sie den „bricoleurs“ deutlich machen müssen, daß Gottvertrauen für denjenigen, der in der Nachfolge Jesu steht, nicht folgenlos bleiben kann. Das Zusiich-Finden oder Mit-sich-authentisch-Werden – oder wie das, was die biblische Tradition „Leben in Fülle“ nennt, heute sonst gern genannt wird – sind nicht erst Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit es dann zur Nachfolge kommen kann. Ichfindung und Pro-Existenz sind im Christentum nicht in zwei aufeinanderfolgende Etappen zu trennen, sondern gehören eng zusammen. Vielleicht gibt es überhaupt keine aktuellere Botschaft des Christentums an die Gegenwart als die, daß sich nur findet, wer sich verliert.

Klaus Nientiedt